Nr. 207 Zweites Blatt 164. Jahrgang Freitag, 4. September 1914

Erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Die „Gießener Familienblätter" werden dem „Anzeiger" viermal wöchentlich beigelegt, das „Kreisblatt für den Kreis Gießen" zweimal wöchentlich. Die „Landwirtschaftlichen Zeitfragen" erscheinen monatlich zweimal.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Rotationsdruck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei, R. Lange, Gießen.

Redaktion, Expedition und Druckerei: Schulstraße 7. Expedition und Verlag: ☎ 51. Redaktion: ☎ 112. Tel.-Adr.: AnzeigerGießen.

Ein Brief aus den Grenzlanden im Westen.

Unser Blatt hat auch über die Grenzen Hessens hinaus eine kleine Lesergemeinde, und wir freuen uns, mit dem Abdruck des nachstehenden Briefes dartun zu können, daß unsere heimischen Angelegenheiten auch draußen, in diesem Falle in den westlichen Grenzlanden, mit Interesse verfolgt werden. Als die große Schlacht zwischen Metz und den Vogesen geschlagen wurde, haben die Bewohner von St. Wendel und Umgegend mit ganz besonders bangen Gefühlen ihren Ausgang erwartet, und als die Nachricht von dem herrlichen Siege eintraf, war dort selbstverständlich die Begeisterung und Freude unbeschreiblich. Daß wir hier in Gießen die Frage erörtert haben, ob man einen solchen Sieg mit Glockengeläute begehen solle oder nicht, veranlaßte den folgenden Brief an uns:

Dörrenbach (Post St. Wendel), am 29. August 1914.

Sehr geehrte Redaktion!

Ich erlaube mir, zu der Streitfrage: „Fahnen oder nicht" Ihnen aus einem kleinen Leserkreise eine unverlangte aber energische Zustimmung zu Ihrer früheren Ansicht zu geben. Sie haben — bzw. einer Ihrer Leser — ganz recht gehabt, sich darüber zu verwundern, daß man mit dem Glockenläuten und Flaggen allzu sehr zurückhielt. Nach einem so unerwarteten und großartigen Sieg, wie wir ihn um den 20. August in Lothringen und südlich und nördlich davon errungen haben (unstreitig war es die größte je geschlagene Schlacht der Weltgeschichte), wäre Siegesläuten allerorten der einzig passende Ausdruck unseres Dankes dafür gewesen, daß unsere Hoffnung auf das Walten der göttlichen Gerechtigkeit so schnell und glänzend gerechtfertigt wurde. Das haben wir in allen Städten an der Grenze hier empfunden, z. B. in Saarbrücken; trotzdem, ja gerade weil der Feind schon so bedrohlich nahe — bis auf einen Tagesmarsch*) — gekommen war! Würdiger und ernster als mit Glockenmund kann ein Volk oder eine Stadt weder Dank noch Freude ausdrücken. Und warum sollte ernste Freude verboten sein? Es wäre nur undankbar, das zu behaupten. Läßt man die Trauer über unsere treuen Gefallenen walten, so stellt man das, was Gott uns nahm, über das, was er uns durch diese Opfer gab. Der Sieg des Guten verlangt Freude von allen, die auf seiner Seite stehen, sogar auch von denen, die dafür Opfer gebracht haben. Auch muß sich diese gesunde und natürliche Stimmung bei allen gemeinsam und öffentlich durchringen, und dafür sind die Glocken da. Der Wehmut ihr Recht in den Herzen; aber wenn sie die nach dem ersten großen Siege ausbrechende Freude des Volkes zurückhalten will, dann grenzt der Ernst an weltschmerzliches Empfinden. Auch solche, die jetzt in der Schlacht waren und ihre Schrecken in frischer Erinnerung haben, denken nicht anders. Und man kann sich leicht denken, daß (nach einem berühmten Bekenntnis) diejenigen, die sich „glücklich fühlten, in dem herrlichen Kampf um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden", unserer Siegesfreude kein Halt gebieten wollten. Denn verwandt damit ist ihre Freude, an den Feind zu kommen. Unsere Verwundeten hier zeigen (auf deutscher Seite) fast durchweg freudige Begeisterung und können ihre Heilung kaum erwarten, um sofort wieder in die Lücken der Front zu springen. Es ist und soll deutsche Art bleiben, um gefallene Helden nicht bloß zu trauern, sondern um ihre Stirnen den Lorbeer der Siegesfreude und des Stolzes zu winden. Wer so wie wir an der Grenze (so kann man 6 Stunden von Saarbrücken schon sagen) in Sorge lebte wegen einer etwaigen Ueberschwemmung unserer Gegend mit Feindestruppen (wenn auch nur Streifkorps u. ä.), wer den Vorgeschmack einer schrecklichen Entehrung durch sie schon fast im Munde hatte und mit dem Gedanken an die entsetzliche Möglichkeit schon ein wehes: „Arme Heimat" heimlich murmelte, wer den uns quälenden Druck und Zorn miterlebte, wenn wir in den ersten Nächten ohne Möglichkeit der Abwehr das ab und zu aufblitzende Licht eines feindlichen Flugschiffes hoch oben vorüberhuschen sahen . . ., dem streckt sich nach dem ersten erlösenden Siege von selbst der Arm aus nach Fahne und Glockenstrang. Um die Stimmung zu beschreiben, die wir hier auch angesichts der Opfer jetzt für die richtige halten, erlauben Sie mir, ein Geschichtchen wiederzugeben, das in den Zeitungen stand:

Auf dem Osnabrücker Bahnhof steht eine Mutter, die ihre zwei Söhne zur Bahn und zur Fahne bringt. Ihre Abschiedsworte lauten: „Un dat weck ju segen, wenn ji mi nich wahne (= tüchtig) up de Franzosens klopper, denn brukt ji mi mew gar nich widdertaukumen". Ein dreifaches Hoch aus dem nebenanliegenden Offiziersabteil belohnt die Tapfere.

Das ist Deutschen aus der Seele gesprochen. Der Blick auf das, was es uns gekostet hätte, wenn wir diese Opfer nicht bringen würden, soll uns in unserem Fühlen den rechten Weg weisen. „Die Rheinlande sollten wir verwüsten, das Elsaß schonen": so hatte es sich in den Köpfen des gemeinen französischen Kriegsvolkes eingenistet. Wer es am nächsten vor seiner Türe sah, das Ungeheuer, — wer es vorher lebhaft bedachte und fürchtete, was wir linksrheinisches Volk wieder geworden wären: ein Menschenmagazin für unsere Nachbarn, die an unserem Blute saugen und sich mästen wollten, „ein gebundenes Tier, das auch dann noch unterfort gemilkt wird, wenn schon Blut statt der Milch aus seinen Brüsten fließt" (Friedr. von Gentz), wer sich keinen Schleier vor's Gesicht zog über das, was — ironisch gesagt — uns geblüht hätte, wer wie wir die Kanonen der lothringischen Schlachten donnern hörte, — der ließ die Glocken läuten und die Fahnen flattern nach der ersten befreienden Nachricht. Es ist wahr: „Der Hölle schrecklichstes Hohngelächter ist der Krieg", aber unsere gottbewirkten Siege machen diesem Hohngelächter ein schnelles, verdientes Ende. Darum freuen wir uns. Das „wir dachten der Toten, der Toten" soll auch zu seinem Rechte kommen, etwa an einem bestimmten Tage, an einem Totenfest, sonst mehr in der stillen Trauer des Hauses — ebensosehr in dem lauten Stolz und der verehrenden Erinnerung des Volkes. Das Siegesläuten muß man ertragen können, seien wir dankbar und froh, daß wir es überhaupt hören. Doch die Menschen sind verschieden. Wir hier stimmen völlig mit Ihnen überein bzw. mit Ihrem Mitarbeiter, wenn sie in Nr. 197 schreiben: „Die Freude über den Sieg und das Glück unseres Vaterlandes überwiegt doch alles."

Ich habe Sie vielleicht gelangweilt, aber ich glaubte Ihnen 'mal unsere Gefühle links des Rheins schildern zu dürfen und zu müssen. So denken also wir als nächste Nachbarn des unruhigen Volkes, das Bismarck treffend die Indianer unseres Westens genannt hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Müller, Pfarrer.

*) Die Franzosen waren uns etwa auf die Entfernung von Gießen nach Schlitz oder nach Frankfurt auf den Leib gerückt.

Tannenberg und Mukden.

Ein Vergleich.

Ein militärischer Mitarbeiter schreibt uns aus Berlin:

Was unsere herrlichen Truppen auch schon im Osten erreicht haben und wie weit schon die Offensivkraft Rußlands gebrochen sein muß, geht vielleicht am deutlichsten aus einem Vergleich unseres Sieges bei Tannenberg mit der Schlacht bei Mukden (21. Februar bis 10. März 1905) hervor. Bei Mukden verloren die Russen als Gefangene an die Japaner rund 30 000 Mann. Bei Tannenberg machten wir 70 000 Russen zu Gefangenen. Bei Mukden wurden nach japanischen Quellen 58 russische Geschütze erbeutet, die Russen behaupten, daß es nur 33 waren. In der Schlacht bei Tannenberg betrug jetzt der Gesamtverlust der Russen an Artilleriematerial nach einer sehr vorsichtigen Berechnung 516 Geschütze. Mit der Schlacht bei Mukden war der russisch-japanische Krieg zu Ende; zwar lagen sich die Armeen noch ein halbes Jahr gegenüber und zogen neue Verstärkungen heran, aber zu großen Kämpfen kam es nicht mehr. Es ist also wohl nicht allzu optimistisch, wenn man vermutet, daß der Riesensieg des Generalobersten v. Hindenburg über die Narew-Armee den Hauptstoß für Rußland bedeutet, von dem es sich gar nicht mehr erholen kann. Ueber die Gründe dieser vernichtenden Niederlage wird erst im Laufe der Zeit volle Klarheit geschaffen werden. Aber schon heute läßt sich deutlich erkennen, warum es so kommen mußte, warum die furchtbare Uebermacht der Russen beim ersten großen Anhieb an den deutschen Waffen zerschellte. Auch hier ist ein Vergleich mit jener großen Russenniederlage vor neun Jahren sehr lehrreich. Einer, der es wissen muß, der russische Oberst Dobrorolski, schreibt in seinen kritischen Betrachtungen über die Kriegführung von dannals:

„Die höheren Führer gaben schon bei Beginn der Schlacht die Führung aus den Händen, beschränkten sich darauf, einen Abschnitt zu kommandieren, oder waren überhaupt nur auf dem Schlachtfelde anwesend, ritten in den Schützenlinien umher, protzten mit ihrer Tapferkeit, ohne aber im geringsten in die Schwierigkeiten der heutigen Gefechtsführung eingedrungen zu sein."

War es diesmal anders? Erzählen die gefangenen russischen Soldaten diesmal etwas anderes, als daß ihre Führer sie im Stiche ließen, bei Beginn der Schlacht sich zurückzogen und alles weitere der stoischen, man möchte sagen stumpfsinnigen Tapferkeit ihrer Truppen überließen? Aber vielleicht sind das Nebenursachen der Niederlage. Die Hauptursache des Falles bei Mukden bezeichnet Oberst Dobrorolski mit den Worten: „Wir waren nicht imstande, den Japanern gleich alles auf eine Karte zu setzen, um zu siegen oder unterzugehen!" In der Lage der Japaner, unserer heutigen Feinde, sind wir jetzt: Wir haben alles auf eine Karte gesetzt und wir siegen, weil wir siegen müssen. Die damalige Ueberlegenheit der Japaner über die Russen hat vielleicht nur zum geringen Teile in der taktischen Verwendung der Truppen gelegen. Ihre Siege verdankten die Japaner jedenfalls in erster Linie dem Umstande, daß ihre Führer sich jene Grundwahrheiten der Kriegskunst angeeignet hatten, wie sie sich aus der jahrhundertelangen Erfahrung der — deutschen Kriegskunst entwickelt haben, während auf russischer Seite von Beginn bis zum Schluß des Krieges jene Grundwahrheiten eben nicht verwirklicht wurden. Genau so auch heute. Die Bereitstellung der Kriegsmittel war auf russischer Seite trotz der heimtückischen Vormobilisierung ungenügend. Insbesondere wurde wieder der Grundsatz nicht geachtet, daß beim Uebergang zum Kriegsverhältnis die Friedensorganisationen nach Möglichkeit zu bewahren sind, damit Führer und Truppen, die im Kriege gemeinsam in Tätigkeit treten, bereits zu seinem Beginn miteinander vertraut und bekannt sind. Auch der Gebrauch der Streitkräfte seitens der russischen Heerführung widersprach den Lehren der Strategie. Rußland hat seine Kräfte nicht an einer Stelle zum entscheidenden Kampf eingesetzt, sondern sie in Besorgnis für Rücken und Flanken allzusehr zersplittert. Man scheute sich vor der Verantwortung, alles auf eine Karte zu setzen. Man versuchte zwar die Offensive, aber man war nicht durchdrungen von dem Geist der Offensive. Man schreckte davor zurück, die Truppen auch da einzusetzen, wo der Ausgang des Kampfes zweifelhaft war. Die Absichten unserer deutschen Heeresverwaltung wurden gar nicht oder erst spät erkannt. Nur hie und da wurde der Versuch gemacht, durch Gegenmaßregeln die Kriegslisten der Deutschen und Oesterreicher zu durchkreuzen, ihnen die Vorhand zu entreißen. Man schwankte aber in den Entschlüssen hin und her, bis man in der Falle der masurischen Seen saß! Dagegen auf unserer Seite richtiges Beurteilen der Absichten und des Verhaltens des Gegners und dann verantwortungsfreudiges tatkräftiges Wagen! Auch unsere Unterführer aller Grade trachteten aus eigener Initiative die Durchführung der leitenden Gedanken zu fördern, durchdrungen von dem, was seit den Kriegen von 1866 und 1870/71 in unserer deutschen Armee zum obersten Grundsatz der Truppenführung geworden ist: die Selbsttätigkeit als Grundlage der großen Wirkung. Nur so vermag man über einen an Zahl überlegenen Gegner den Sieg zu erringen.

Masurens Land und Leute.

Nicht zum ersten Male ist Masurens schönes Land der Schauplatz großer geschichtlicher Ereignisse geworden. Dort, wo einst der tapfere deutsche Orden dem Ansturme des Polentums erlag, hat jetzt Neudeutschlands Heer die Russen aufs Haupt geschlagen. Der das Land durchziehende Baltische Rücken erinnert an den tannendurchrauschten Thüringer Wald, nur daß in seinen Tälern und Niederungen hundert kristallklarer Seen den Reiz der Gegend noch erhöhen. Von Rudzanny und Johannisburg im Süden breiten sich als größte von ihnen der Rosch-See, der Spirding-See, der Löwentin-See und schließlich der Mauer-See bis Lötzen und Angerburg im Norden aus. Durch mannigfache Kanäle und kleinere Seen werden sie zu einem Ganzen verbunden und bilden jene gewaltige Seeplatte, gegen die die fliehenden Russen von Westen her gedrängt wurden und sich schließlich mit 30 000 Mann ergeben mußten, wollten sie nicht den Tod in den tiefen Gewässern vorziehen. Wasser und Wald sind die Kennzeichen Masurens. Das Wasser von staunenerregender Farbenpracht und klar wie Kristall, so daß man die Aale, Schleien, Welse tief am Boden dahinschnellen oder in stiller Bucht in der Sonne spielen sieht. Die Wälder von einer Ausdehnung wie nirgends sonst im deutschen Vaterland. Bedeckt doch die Johannisburger Heide allein 16 Quadratmeilen. Und die Bäume können sich sehen lassen! Das sind nicht, wie der Dichter Masurens, Fritz Skowronnek einmal meinte, „verlängerte Zwerge, wie sie auf dem märkischen Sande wachsen". Ein Riese reckt sich neben dem anderen, sie alle wollen es Deutschlands höchsten und ältesten Kiefern gleich tun, die unweit Rudzanny ihre Aeste zum Himmel strecken. Zwischen den dunklen Kiefern und Fichten breitet sich aber das helle Laub der Eichen und Buchen, Erlen und Weiden. Eine „Symphonie in Grün" entsteht, um sich in den Seen und Bächen zu spiegeln. Wildromantische Täler ziehen dahin, Talschluchten, wie die aus Sudermanns „Katzensteg", worin die treue Magd die Liebe zu ihrem verlorenen Herrn mit dem Tode büßen muß. Ueber die Waldwiese aber zieht langsam eine weidende Rinderherde und am Seerand grasen auf einem großen eingezäunten Rasenfleck schmucke Rosse, jagen sich wiehernd schlanke Fohlen, die Tag und Nacht die saftige Weide nicht verlassen. Wie die Natur sind auch die Menschen: verschwiegen und stark, still und treu. Das haben die seit Wochen jetzt schon im Kampfe stehenden Fünfundvierziger erfahren, als sie vor Jahren plötzlich von Metz nach Lyck versetzt wurden. Wer von den Offizieren es konnte, suchte sich durch Versetzung in ein anderes Regiment vor der „Verbannung nach Sibirien" zu retten, hieß es doch spöttisch: „Wo sich aufhört die Kultur, da sich anfängt das Masur" . . . . Doch wie bald schlug die Stimmung um, als Offiziere und Mannschaften masurische Gastfreundschaft kennen lernten. Die ostpreußische Küche ist ja bei dem großen Reichtum des Landes an Vieh, Geflügel und Fischen nicht schlecht: gibt es doch den seltenen Leckerbissen, die geräucherte Maräne. Dazu haben die Ostpreußen einen guten Trunk von alters geschätzt, mag es das selbstgebraute Bier oder der „Knallkümmel" sein. Beide dürfen beim großen Erntefest, der in diesem Sommer freilich durch den Krieg gestörten „Plonfeier", nicht fehlen. Wenn die letzten Getreidepuppen aufgestellt sind, dann tönt über die stillen Felder das Danklied: „Nun danket alle Gott". Aus Aehren und Feldblumen bindet die frohe Schar einen mit einer Krone geschmückten Kranz, und der Vorhauer trägt ihn stolz an der Spitze des zum Gutshof ziehenden Zuges. Die Wetzsteine schlagen an die Sensenklingen, alte derbe Erntelieder ertönen und Mähder wie Mähderinnen ziehen mit den ersten Gaben des Feldes dem Dorf entgegen, wobei sie sich nach altem Brauch an jedem vorüberfließenden Bach gründlich mit Wasser begießen. Am Abend aber drehen sie sich lustig im Kreise; polnische und deutsche Lieder wechseln mit polnischen und deutschen Tänzen. Das Jahr 1914 bleibt ohne „Plonfeier". Die Kriegstrompete rief statt Geige und Klarinette zum blutigen Tanz der Schlachten. Sense und Dengel entfielen der Hand der Schnitter, die zu Gewehr und Säbel griffen und die — mag ihre Sprache oft auch noch polnisch sein, das Herz ist doch seit langem deutsch — siegreich den sengenden Russen entgegenzogen.

*

„Das Volk steht auf".

Aus München wird uns geschrieben: Das Münchener Volkstheater brachte die Uraufführung eines Stückes, das wohl eigentlich als Jubiläumsspiel der Befreiungskriege gedacht war, nun aber durch die Kriegsstimmung der gegenwärtigen Zeit eine ungeahnte Aktualität erlangte. Es führt den Titel „Das Volk steht auf" und seine Verfasser heißen Wilhelm Hagen und Karl Frey. Die drei Akte geben drei Bilder aus der Geschichte der Lützower Freischar, die ein wenig zusammenhanglos aneinandergereiht sind und eigentlich nur durch die Figur Theodor Körners zusammengehalten werden. Am besten gelungen ist der Auftakt, der in geschicktem Aufbau das Hin- und Her-Politisieren preußischer Bürger und Studenten zu kriegerischer Begeisterung anschwellen läßt und schließlich die Werbe-Arbeit der Lützower veranschaulicht. Die Verlesung des „Anruf an mein Volk" und eines Körner-Gedichtes geben dem Ganzen ein paar echte, edel-pathetische Höhepunkte. Der zweite Akt führt in die Nähe des Kitzener Dorfes, wo zunächst das historische, als Lützower verkleidete Mädchen seinen Tod findet und dann Körner verwundet wird und dichtet („Die Wunde brennt . . ."). Das letzte Bild schließlich führt in die Nähe von Gadebusch und bringt das Gefecht, bei dem der Dichter-Held seinen Tod findet. — Das Stück hat besonders in seinen beiden Schlußakten künstlerisch große Schwächen, aber die häufig eingestreuten geschichtlichen Anspielungen tun ihre gute Wirkung und sichern dem Ganzen heute einen lebhaften Erfolg. Gespielt wurde pathetisch-wirkungsvoll, und besonders der Körner des Herrn Karl Gerhard Schröder tat sich hervor.

R. R.

*

— Reinigung und Einkehr überall. Der Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber E. V. (Sitz Berlin) verbreitet an alle Gärtner und Blumenbinder Deutschlands einen Aufruf Willy Lange's, der ja stets gegen internationales Aesthetentum für die Deutschen Gemütswerte in Blumen- und Gartenkunst eingetreten ist, damit die Blumengaben, Willkommensträuße für unsere Krieger, Sieges- und Opferkränze befreit von allem Tand, Drahe und Blundertäuschung durchaus echt seien. Man sieht, die Fachleute gehen mit gutem Willen voran, möchte nun das Publikum auch in allen Blumengaben für alle Zwecke nur Echtes fordern und die Gewerbetreibenden in ihren Bestrebungen unterstützen. Was erstreben sie? Kein weiches Laub, keine zweiglosen gedrahteten Blätter. Lorbeerzweige und Palmenwedel seien ernste und heilige Sinnbilder, nicht alltägliches Grün. Deutsche Wälder bieten Zweige für heimische Ehrenkränze: Eiche, Fichte und Föhre, Eibe und Buche, Efeu und Immergrün. Deutsche Gärtner züchten und flechten Blumen darein! Weg mit allem raschelnden Bänder-Tand! Kein Truggold-Druck, sondern Hand-Schrift. Echt seien die Bänder, Stoffe und Farben, die Körbe, die Vasen! Deutsche Dorfkunst liefert die Vorbilder; an sie knüpfe das Kunstgewerbe an! Ehrengaben brauchen nicht größer zu scheinen, als sie sich für einen jeden Betrag echt liefern lassen. Schleifen sprechen in Deutschen Farben nicht minder, wenn sie bescheiden klein sind, und ernster Flor läßt auch kleine Kränze trauen! Der Aufruf schließt mit der Mahnung: „Gärtner, Blumenbinder, zeigt euch durch Echtheit der Arbeiten aus eurer Hand der Ehre würdig, die Blumen-Ehrengaben zu bereiten: adelt das Handwerk, in dem ihr das Werk eurer Hände und Herzen veredelt als Mittler des Dankes und der Liebe für unsere Helden!"

Die Preisgabe von Lille.

Ein Berichterstatter des „Lok.-Anz.“ meldet aus Rosendaal, 28. August:

Aus Lille hierher geflüchtete Franzosen berichten, daß nach einer zwischen der Pariser und der belgischen Regierung getroffenen Abmachung ein Teil der Flüchtlinge über französisches Gebiet abgeschoben wurde, um Paris, wohin sich in den letzten Tagen etwa 60 000 Bewohner Nordfrankreichs begeben haben, zu entlasten. Uebereinstimmend erklären die Franzosen, daß in den durch den deutschen Einmarsch bedrohten Städten und Ortschaften eine fürchterliche Angst herrscht. Durch die skandalösen Berichte der belgischen Presse über die „deutsche Grausamkeit“ wurde in der Bevölkerung die Furcht dermaßen gesteigert, daß alle Beruhigungsmittel der Bürgermeister und Präfekten fruchtlos blieben. Am schlimmsten steht es in Lille. Abordnungen der Bürgerschaft begaben sich auf die Präfektur, um flehentlich zu bitten, daß man die Stadt vor einem Bombardement bewahren möge. Die Deputierten von Lille unterstützten dieses Ansuchen durch Vorstellungen bei der Regierung, die sich schließlich dem dringlichen Wunsche der Volksvertreter unterwerfen mußte. Die prächtige Stadt, wo noch vor wenigen Tagen den durchreisenden englischen Soldaten ein begeisterter Empfang bereitet worden war, liegt heute gänzlich vereinsamt. Bloß die armseligen, durch ihre kläglichen Zustände berüchtigten Arbeiterviertel sind so dicht bewohnt wie in Friedenszeiten. Es herrscht in diesen Massenquartieren ein unbeschreibliches Elend; man verfluscht den sozialistischen Deputierten Raglebeom, der für den Krieg stimmte. Zudem befinden sich in Lille auch Tausende von französischen, belgischen und englischen Verwundeten. Schon deshalb sah man von einer Verteidigung der Stadt ab. Die Räumung der Befestigungswerke wurde von der Bevölkerung mit unverhohlener Freude begrüßt, und als der Kommandant mitteilte, daß die Besatzung von 50 000 Mann zur Unterstützung der französischen Nordarmee herangezogen werden sollte, fühlten sich die Leute völlig geborgen. Vom Bürgermeister erhielt die Bevölkerung die Mahnung, einem etwaigen Einmarsch feindlicher deutscher Truppen nicht den geringsten tätlichen Widerstand entgegenzusetzen und mit Würde die „hoffentlich nicht lange“ Besetzung der Stadt zu ertragen. Der Präfekt reiste in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag nach Dünkirchen ab, nachdem er die Archive der Stadt nach Paris hatte schaffen lassen.

Wie die deutsche Gesandtschaft in Tanger überfallen wurde.

Von einem Deutschen, der soeben aus Tanger in Berlin eingetroffen ist, geht dem „Berl. Tagebl.“ die folgende Schilderung des Ueberfalls auf die deutsche Gesandtschaft in Tanger zu.

Im Torbogen der Kaiserlich deutschen Gesandtschaft lagern die Mochasnis, die Gesandtschaftssoldaten, wie immer. In den Bureaus arbeitet man, wie immer. Niemand ahnt, daß auf Seitenwegen, versteckt hinter der hohen Gartenmauer, die Taborsoldaten das ganze Gesandtschaftsgebäude umzingeln. Von rückwärts kommen sie, von beiden Seiten rücken sie vor. Schon ist das Tor versperrt, ehe nur irgend jemand auf der Straße versteht, was vor sich geht. Auf dem Sokko laufen die Araber zusammen, aus allen Gassen und Gäßchen strömen sie. In dichter Mauer stehen sie vor dem Tor der Kaiserlich deutschen Gesandtschaft. Kein Ton ist zu hören. Die Soldaten sind jetzt in das Gesandtschaftsgebäude eingedrungen, die unbewaffneten Mochasnis gefangen. Der Sultansvertreter Sid-Mohammed-el-Tazi erscheint. Um ihn herum allerhand marokkanische Würdenträger im wallenden Festgewand, stolz, so plötzlich im Vordergrund der Ereignisse zu stehen. Doch weiß es selbst der einfachste Araber, nur ein Schatten der Franzosen ist der Sultan. Tazi überreicht dem kaiserlichen Geschäftsträger die Pässe. Das Personal der Gesandtschaft hätte sofort die Stadt zu verlassen, sofort. Vor dem Tor steht ein Automobil, ein Kriegsschiff liegt bereit. Sie hätten einzusteigen — sofort! Was bedeutet das? Nicht die üblichen vierundzwanzig Stunden Zeit zur freien Reisevorbereitung? Dieses Militärtalgebot, dieses gewaltsame Eindringen auf deutschen Grund und Boden! Und das hier im internationalen Tanger! Waren nicht zu allen Zeiten die Gesandtschaften unverletzlich? Einen derartigen Völkerrechtsbruch, eine solche Gewalttat hat die Geschichte bisher nicht zu verzeichnen. Widerstand böte nur die willkommene Gelegenheit, mit den unbequemen Deutschen aufzuräumen. Der Garten wimmelt von Soldaten und französischen Offizieren. Sofort werden die Herren der Gesandtschaft abgeführt. Dem Kanzleivorsteher verbietet man den einen Schritt ins Bureau, die Schränke abzuschließen. Eine geschickte Wendung: er eilt zurück. Soldaten hinter ihm her. Er schließt die Schränke und Bureaus ab. Doch die Papiere sind nicht mehr beiseit zu schaffen. Der Herr Sultansvertreter hat sein marokkanisches Ehrenwort gegeben, nichts zu berühren. Dem kaiserlichen Geschäftsträger läßt man eine halbe Stunde Zeit, seine sämtlichen Sachen zu packen, natürlich unter militärischer Bewachung. Das Automobil mit den Gefangenen fährt in sausendem Tempo hinunter nach dem Hafen. Der ganze Weg ist militärisch bewacht, die Landungsbrücke ebenfalls. Dort liegt schon die Barkasse des Kriegsschiffes bereit, die umgehend die Gefangenen nach dem französischen Kreuzer „Cassard“ transportiert. Gefangene? O nein! Diese Deutschen sind „Ehrengäste“, „Passagiere“, denen der „Cassard“ in liebenswürdiger Weise „zur Verfügung gestellt“ worden ist, zu ihrer eigenen Sicherheit! Das sind wörtliche Aeußerungen des französischen Gesandten mir gegenüber, als ich am Abend desselben Tages eine längere Unterredung mit ihm hatte, wenige Stunden vor meiner Einschiffung auf den „Cassard“. Der französische Herr Gesandte lehnte im bequemen Lehnstuhl, lächelte befriedigt. „Was wollen Sie mehr? Man stellt ein Kriegsschiff zu Ihrer Verfügung .... Passagiere ... Ehrengäste ... eigene Sicherheit ...“ Wieder und wieder sagte er das. An Bord des „Cassard“ traf man sich mit den Oesterreichern, denen es auch nicht besser ergangen war. Niemand hatte Gepäck, viele mußten ihren gesamten Hausstand zurücklassen. Jetzt durften sie unverschlossene Briefe an Land schicken, Gepäck durch die Diener besorgen lassen. Man versteht, daß dabei alles drunter und drüber ging, niemand sein Eigentum vollständig bekam. Natürlich war den „Ehrengästen“ jede andere Verbindung mit dem Land verboten. Besuche zu empfangen blieb diesen „Passagieren“ strengstens untersagt. Die Braut des einen Beamten ruderte an das Kriegsschiff heran, um vom Boot aus ihrem Verlobten einige Abschiedsworte zuzurufen. Selbst das wurde verboten. Allen anderen Deutschen in Tanger riet der französische Gesandte, sich so bald wie möglich auf neutralen Boden zu begeben. (Bisher galt Tanger für neutral!) Am Morgen des 20. reisten viele Deutsche nach Cadix ab; die Lage in Tanger war doch etwas unangenehm geworden.

Aus dem Reiche.

Berlin, 3. Sept. Professor Röntgen hat, wie der „Berl. Lokalanzeiger“ meldet, seine große goldene englische Medaille, die einen Goldwert von etwa 1000 Mark besitzt, dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt.

Mülhausen i. E., 3. Sept. (WTB. Nichtamtlich.) Die „Neue Mülhauser Zeitung“ meldet, daß vorgestern der Verleger und Besitzer des „Mülhauser Tageblattes“, Hans Brinkmann, von der Zivilbehörde verhaftet und das Weitererscheinen des Blattes verboten wurde. Der Grund ist unbekannt.

Heer und Flotte.

Berlin, 3. Sept. (Nichtamtlich.) Wie der „Lokalanz.“ aus Breslau meldet, starb dort im Alter von 64 Jahren der frühere Gouverneur von Köln, General der Infanterie Kurt v. Sperling.

Märkte.

sc. **Frankfurt a. M.** Viehhofmarktbericht vom 3. Sept. Auftrieb: Kälber 634, Schafe 62, Schweine 589.

Tendenz: lebhaft, geräumt.

	Preis für 100 Pfd. Lebend- Mk.	Schlachtgewicht Mk.
Kälber.		
Mittlere Mast- und beste Saugkälber	52–56	88–95
Geringere Mast- und gute Saugkälber	45–50	76–85
Geringere Saugkälber	40–44	68–75
Schafe.		
Stallmastschafe:		
Mastlämmer und jüngere Masthammel	42–43	92–94
Aeltere Masthammel, gut genährte junge Schafe und geringere Mastlämmer	36–00	86–00
Schweine.		
Vollfleischige Schweine von 80–100 kg Lebendgewicht	48,00–51,00	63,00–64,00
Vollfleischige Schweine unter 80 kg Lebendgewicht	47,00–48,00	60,00–62,00
Vollfleischige Schweine von 100–120 kg Lebendgewicht	48,00–51,00	60,00–62,00
Vollfleischige Schweine von 120–150 kg Lebendgewicht	48,00–51,00	60,00–62,00

ch. **Bingen**, 2. Sept. Marktpreise. Weizen Mk. 24,50, Korn Mk. 21,00, Gerste Mk. 00,00, Hafer Mk. 24,00, Heu Mk. 5,50, Stroh Mk. 3,30, Kartoffeln Mk. 7,00, Erbsen Mk. 48,00, Linsen Mk. 51,00, Bohnen Mk. 40,00, Weißmehl Mk. 41,00, Roggenmehl Mk. 31,00; alles für 100 Klgr. Butter 1 Klgr. Mk. 2,70, Milch 1 Liter 21 Pfg., Eier 10 Stück 85 Pfg.

Eingesandt.

(Für Form und Inhalt aller unter dieser Rubrik stehenden Artikel übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keinerlei Verantwortung.)

Das Rote Kreuz und die Pfarrer.

Im Abendblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 2. September befindet sich eine Notiz, nach der fast alle hessischen Pfarrer sich freudig dazu bereit erklärt haben sollen, zu Gunsten des „Roten Kreuzes“ auf einen Teil ihres Gehaltes zu verzichten, obwohl der Gehalt kaum ausreichend sei.

Diese Nachricht zeigt, wie schlecht ihr Verfasser von der Stimmung in hessischen Pfarrerskreisen unterrichtet ist. Ich selbst habe in den letzten 14 Tagen eine Anzahl von Kollegen gesprochen, die sich einmütig gegen die obige Art, für das Vaterland zu opfern, aussprachen. Ich selbst halte sie auch für völlig verkehrt. Ein derartiges „Opferbringen“ mag wohl für den Drückeberger, der auch im Pfarrerstand zu finden ist, angebracht sein. Der weiß sich dann unter Kontrolle, aber die weitaus größte Mehrzahl hat die nicht nötig. Die gibt freiwillig „nach Kräften“, oft auch — genau gesehen — „über Kräfte“. Die haßt aber auch mit Recht dieses schablonenmäßige Opfern, wie es bei Gehaltsabzügen nach Prozenten der Fall sein würde, das wieder dem Geizigen eine Gewissenserleichterung ist, wenn er sich sagt, „so viel muß ich geben, mehr brauche ich nicht zu geben.“ Mancher, der außer dem Gehalt noch andere Einkünfte hat, wird daher auch nicht so zur Wohltätigkeit herangezogen, wie der, der sich diese Quellen nicht erschließen mochte, und mit seinem Gehalt sogar noch Schulden zu bezahlen hat. Denn die gibts auch im Pfarrerstand.

Dann liegen auch die Verhältnisse lokal ganz ungleichmäßig. Von dem Pfarrer der großen Stadtgemeinde weiß fast kein Mensch, was er gibt, von uns Landpfarrern weiß es jeder Mann im Ort. Wer also „um der Leute willen“ gibt, der weiß, daß er kontrolliert wird. Denn die Landpfarrer müssen sich mit ihren Gaben oben in die Geberlisten schreiben, um die anderen zum Geben zu ermuntern. Wer das versäumt, klage nicht den Mangel an Opfersinn bei anderen an. Unsere Gemeinden richten sich in der Beurteilung der Bedeutung einer Kollekte nach uns. Sie wissen, daß die Mehrzahl der Pfarrer opferwillig ist.

Darum geben wir fürs Rote Kreuz gern und reichlich, aber nicht nach der Schablone der monatlichen ganz unsinnigen und im einzelnen Falle ungerechten, weil gleichen Gehaltsabzüge. Das Vertrauen haben wir zu unserem Stande, das haben auch die Gutgesinnten und anständigen Elemente in unseren Gemeinden.

Ein Landpfarrer.

Meteorologische Beobachtungen der Station Gießen.

Sept. 1914		Barometer auf 0° reduziert	Temperatur der Luft	Absolute Feuchtigkeit	Relative Feuchtigkeit	Windrichtung	Windstärke	Grad der Bewölkung in Zehntel der ganzen Himmelsfläche	Wetter
3.	2^{00}	752,8	23,4	9,8	44	W	2	0	Sonnenschein
3.	9^{00}	751,8	15,8	10,3	77	0	0	0	
4.	7^{30}	749,5	9,8	7,8	89	S	2	10	Nebel

Höchste Temperatur am 2.—3. September 1914 = + 23,4° C.
Niedrigste „ „ 2.—3. „ 1914 = + 8,8° „
Niederschlag: 00 mm.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Aug. Goeß.

Billige, gute Nahrungsmittel werden jetzt in allen Familien gesucht. Da sei auf die Mehlspeisen, Puddings und Suppen hingewiesen, die einfach und billig aus Dr. Oetkers Puddingpulvern und Dr. Oetkers „Gustin“ hergestellt werden können. Der Gehalt an knochenbildenden Salzen macht diese Oetker-Speisen zu einem hochwertigen Nahrungsmittel für Jung und Alt, für Gesunde und Kranke. Der Umstand, daß Gustin ein deutsches Fabrikat ist, sollte die Hausfrauen schon aus patriotischen Gründen bestimmen, stets Gustin zu verwenden. 4/9 hv.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung über Vorratserhebungen.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

§ 1.

Während der Dauer des gegenwärtigen Krieges ist den von den Landeszentralbehörden bestimmten Behörden jederzeit Auskunft über die Vorräte an Gegenständen des täglichen Bedarfs und des Kriegsbedarfs, insbesondere an Nahrungs- und Futtermitteln aller Art, an rohen Naturerzeugnissen, Heiz- und Leuchtstoffen zu geben.

§ 2.

Zur Auskunft verpflichtet sind:

1. landwirtschaftliche und gewerbliche Unternehmer, in deren Betrieben die Gegenstände erzeugt oder verarbeitet werden,
2. alle, die solche Gegenstände aus Anlaß ihres Handelsbetriebs oder sonst des Erwerbes wegen in Gewahrsam haben, kaufen oder verkaufen,
3. Kommunen, öffentlich-rechtliche Körperschaften und Verbände.

§ 3.

Die Anfragen können sich auf folgende Punkte beziehen:

1. wie groß die Vorräte sind, die dem Befragten gehören, und wo sie sich befinden,
2. ob der Befragte fremde Vorräte im Verwahr hat, wie groß sie sind und wem sie gehören
(Vorräte, die Ausländern, und Vorräte, die im Ausland lebenden Deutschen gehören, sind stets besonders anzugeben),
3. ob der Befragte zum Empfange weiterer Vorräte berechtigt oder zur Lieferung von Vorräten verpflichtet ist, zu welchem Zeitpunkt und gegenüber welchen Lieferanten bezw. Empfängern,
4. wohin früher angemeldete Vorräte abgegeben worden sind.

§ 4.

Die anfragende Behörde ist berechtigt, zur Nachprüfung der Angaben die Vorratsräume des Befragten untersuchen und seine Bücher prüfen zu lassen.

§ 5.

Wer die auf Grund dieser Verordnung gestellten Fragen nicht in der gesetzten Frist beantwortet, oder wer wissentlich unrichtige Angaben macht, wird mit Geldstrafe bis zu 3000 Mk. oder im Unvermögensfalle mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft.

§ 6.

Die Landeszentralbehörden erlassen die Bestimmungen zur Ausführung dieser Verordnung.

§ 7.

Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 24. August 1914.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.
Delbrück.

Bekanntmachung.

Auf Grund der vorstehenden Bekanntmachung wird folgendes bestimmt:

1. zu den Erhebungen gemäß § 1 sind die Kreisämter, in den Städten von über 20 000 Einwohnern die Oberbürgermeister zuständig.
2. Die nach § 1 zuständigen Behörden können bei Durchführung der Maßnahmen gemäß §§ 3 und 4 die Mitwirkung der Ortspolizeibehörden in Anspruch nehmen.
3. Vorstehendes ist von den Kreisämtern in den Amtsverkündigungsblättern und in ortsüblicher Weise bekannt zu machen.

Darmstadt, den 27. August 1914.

Großherzogliches Ministerium des Innern.
v. Hombergk.

Bekanntmachung.

Betr.: Sonntagsruhe.

Der kommandierende General des XVIII. Armeekorps hat seine Anordnung, wonach die Vorschriften über die Sonntagsruhe außer Kraft treten, wieder aufgehoben. Es greifen hiernach die gesetzlichen Vorschriften über die Sonntagsruhe wieder Platz.

Die gesetzlichen Bestimmungen über die Beschäftigung von gewerblichen Arbeitern an Sonn- und Festtagen finden nach § 105c Abs. 1 Nr. 1 der Gewerbeordnung auf Arbeiten, welche in Notfällen oder im öffentlichen Interesse unverzüglich vorgenommen werden müssen, keine Anwendung. Zu diesen Arbeiten gehören solche, welche im Interesse der Mobilmachung des Heeres notwendig und für die Beschleunigung der Mobilmachung dienlich sind. Es sind darunter nicht nur die Arbeiten derjenigen Unternehmer zu rechnen, welchen von Militär- und Marinebehörden Mobilmachungslieferungen oder Leistungen vertragsmäßig oder freihändig aufgegeben sind, sondern auch die Arbeiten, welche von andern Unternehmern für die Militär- oder Marinelieferanten zur Erfüllung der seitens der Heeres- oder Marineverwaltung gestellten Aufträge geleistet werden.

Für die Dauer des Krieges sind daher alle Sonntagsarbeiten, die für den Heeresbedarf und für die Lebensmittelversorgung des Heeres und der Bevölkerung zu leisten sind, nicht zu beanstanden.

Gießen, den 31. August 1914.

Großherzogliches Kreisamt Gießen.
Dr. Usinger.

An das Großh. Polizeiamt Gießen, die Großh. Bürgermeistereien der Landgemeinden des Kreises, Großh. Polizeikommissariat Arnsburg und die Großh. Gendarmerie des Kreises.

Wir empfehlen Ihnen die Beachtung der Vorschriften vorstehender Bekanntmachung und weisen Sie an, alle in Betracht kommenden Arbeiten auch im Zweifelsfalle zunächst ohne weiteres zuzulassen und erforderlichenfalls die weitere Prüfung des Sachverhalts nachträglich vorzunehmen.

Gießen, den 31. August 1914.

Großherzogliches Kreisamt Gießen.
Dr. Usinger.

Betr.: Unterstützung der Angehörigen der zum Militärdienst Eingetretenen.

An die Großh. Bürgermeistereien der Landgemeinden des Kreises.

Die von den Kommissionen bewilligten Unterstützungsgesuche werden von uns dem Großh. Bezirks-Kommando Gießen zur Bescheinigung des Tages des Diensteintritts vorgelegt.

Es sind daher keine dahingehenden Anfragen durch Sie an Großh. Bezirks-Kommando Gießen zu richten.

Gießen, den 2. September 1914.

Großherzogliches Kreisamt Gießen.
Dr. Usinger.

Betr.: Mobilmachung; hier den Pferdebestand im Kreise Gießen.

An die Großh. Bürgermeistereien der Landgemeinden des Kreises.

Diejenigen von Ihnen, welche mit Erledigung unsrer übergedruckten Verfügung vom 26. August im Rückstand sind, werden hierdurch aufgefordert, die berichtigten Listen bei Meidung von Strafe innerhalb 24 Stunden einzureichen.

Gießen, den 3. September 1914.

Großherzogliches Kreisamt Gießen.
Dr. Usinger.

Betr.: Die Kinderarbeit in den gewerblichen Betrieben.

An die Schulvorstände der Landgemeinden des Kreises.

Die Verzeichnisse der gewerblich tätigen Kinder sind bis spätestens 15. Oktober l. Js. hierher einzureichen.

Zur Erleichterung der Prüfung dieser Verzeichnisse wird ersucht, bei deren Aufstellung gedruckte Formulare, die bei Wilhelm Klee in Gießen zu haben sind, zu benutzen.

Wir erwarten pünktliche Einsendung der Verzeichnisse.

Gießen, den 2. September 1914.

Großh. Kreisschulkommission Gießen.
Dr. Usinger.

Bekanntmachung.

Betr.: Die landwirtschaftliche Winterschule in Lich.

Die landwirtschaftliche Winterschule in Lich, deren Zweck und Ziele bekannt sind, wird am Dienstag, den 3. November ds. Js., ihren nächsten Winterkursus beginnen.

Aufgenommen werden junge Leute im Alter von 14 bis 20 Jahren, welche das Unterrichtsziel der Volksschule erreicht haben.

Aeltere Landwirte können als Hospitanten aufgenommen werden.

Die Schüler können sich Lich Wohnungen in bürgerlichen Familien mit Heizung und Licht nebst voller Verköstigung, solche, welche nicht übernachten, guten Mittagstisch zu mäßigen Preisen erhalten.

Das Schulgeld beträgt für das Winterhalbjahr 20 Mk.

Anmeldungen sind an den Schulvorsteher, Großh. Oekonomierat Weitzel in Lich, zu richten.

Gießen, den 28. August 1914.

Großherzogliches Kreisamt Gießen.
Dr. Usinger.

Bekanntmachung.

Betr.: Feldbereinigung Eberstadt.

In der Zeit vom 15. bis einschl. 22. September l. Js. liegt werktags auf Großh. Bürgermeisterei Eberstadt

das Verzeichnis über die Heuentschädigungen für 1914

zur Einsicht der Beteiligten offen.

Einwendungen dagegen sind während der obigen Offenlegungszeit bei Großh. Bürgermeisterei Eberstadt schriftlich einzureichen und zu begründen.

Friedberg, den 28. August 1914.

Der Großherzogliche Feldbereinigungskommissär:
Schnittspahn, Kreisamtmann.